

(Nachdruck verboten.)

7) Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Babel schüttelte den Kopf: „Aus dem Buch kann ich's schon, aber da —“ er fuhr mit der Hand, die heftig zitterte, zwischen sein Hemd und seine Brust und zog einen zerfitterten Brief hervor, „da hat mir der Vate etwas von der Post gebracht . . .“

„Geschriebenes? Ja so! das ist freilich eine andere Sache, da würde ich wohl selber Mühe haben.“

Sein Scherz reute ihn, als Babel denselben für Ernst nahm und zum ersten Male im Leben demütig sprach: „Ich möcht den Herrn Lehrer doch bitten, daß er's probiert.“

Babel kühte, wenn man so sagen darf, das Blatt mit den Augen und reichte es dem Alten hin, sorgfältig, ängstlich, wie ein leicht zu beschädigendes Kleinod.

Der Lehrer entfaltete es und überflog die Zeilen: „Es ist ein Brief, Babel — und weißt Du von wem?“

„Er wird von meiner Schwester Milada sein, aus dem Kloster.“

„Nein, er ist nicht von Deiner Schwester aus dem Kloster.“

„Nicht?“ —

„Er ist von Deiner Mutter aus dem —“ er stockte, und der Bursche ergänzte mit plötzlich veränderter Miene und rauher Stimme:

„Aus dem Zuchtthaus.“

„Willst Du ihn hören?“

Babel hatte den Kopf sinken lassen und antwortete durch ein stummes Nicken.

Der Lehrer las:

„Mein Sohn Babel!

Vor drei monat habe ich Meine Feder an das Papier gesetzt und meiner Tochter Milada einige Parzeilen in das Kloster geschrieben meine Tochter Milada hat sie aber nicht bekommen die Klosterfrauen haben Ihr ihn nicht gegeben sie haben mir sagen lassen das beste ist wenn sie von der Mutter nichts hört so weiß ich nicht ob Ich recht thu wenn Ich dir schreibe Babel mein lieber Sohn mit der bitte daß du mir antworten sollst ob meine Parzeilen dich und Milada deine liebe Schwester in guter gesundheit antreffen was mich betrifft ich bin gesund und so weit zufrieden in meinem Platz.
deine Mutter.

Meine zwei Kinder tag und nacht bete ich für euch zum Liebengott glaube auch das meine Tochter Milada eine kleine Klosterfrau werden wird wenn es die Zeit sein wird und arbeite fleißig hier imhause was mir zurückgelegt wird für meine Kinder

In sechs Jahren mein lieber Sohn Babel werde ich wider Nachhaus kommen und bitt euch noch daß ihr manchesmal inguten an die Mutter denkt die ärmste auf der Welt.“

Die Lettern des Briefes waren steif und ruhig hingemalt, bei der Nachschrift hatte die Hand gezittert; große matte Flecken auf dem Papier verrieten, daß sie unter Tränen geschrieben worden waren. Mit Mühe entzifferte der Vorleser die halbverwischten Züge, und ihn ergriff die Fülle des Leids und der Liebe, die sich in dieser armjeligen Kundgebung aussprach.

„Babel,“ sagte er, „Du mußt Deiner Mutter sogleich antworten.“

Der Junge hatte sich abgewendet und starrte finster zu Boden. „Was soll ich ihr antworten?“ murmelte er.

„Was Dein Herz Dir eingibt für die unglückliche Frau.“

Babel verzog den Mund: „Es geht ihr ja gut.“

„Gut, Du dummer Bub? Gut im Kerker?“

Der alte Mann geriet in Eifer, er wurde warm und beredt; die schönen und vortrefflichen Dinge, die er sagte, ergriffen ihn selbst, ließen Babel jedoch kühl. Er hatte auf die Vorhaltungen des Lehrers zwei Antworten, die er hartnäckig wiederholte, ob sie paßten oder nicht: „Sie sagt ja ja, daß es ihr gut geht,“ und: „die Schwester schreibt ihr nicht, warum soll ich ihr schreiben?“

„Hast Du den gar kein Gefühl für Deine Mutter?“ fragte der Lehrer endlich.

„Nein,“ erwiderte Babel.

Der Alte schüttelte sich vor Ungeduld: „Ich denk der Zeit, wo Du ein Kind warst,“ sprach er, „und brav unter der Obhut Deiner braven Mutter, die Dich zur Arbeit angehalten hat . . .“ „Gloß Du nur! — Brav und rechtschaffen, sag ich. Das war sie; aber leider gar zu geschreckt und immer halb nährisch aus Angst vor dem niederträchtigen . . . Na!“ unterbrach er sich — „jeder Mensch hat Mitleid mit ihr gehabt, sogar den Richtern hat sie Erbarmen eingeflößt, nur Du, ihr Sohn, bist ohne Mitleid gegen sie. Warum denn, warum? Ich frage Dich, gib Antwort, sprich!“ Er schob die Brille in die Höhe und näherte die kurzfristigen Augen dem Gesichte Babels. In den Zügen des Knaben malte sich ein eiserner Widerstand; aus den düsteren Augen funkelte ein Abglanz jener Entschlossenheit, die auf eine große Sache gestellt, den Märtyrer macht. —

Der Alte seufzte, trat zurück und sagte: „Geh, mit Dir ist nichts anzufangen.“ Als Babel schon an der Tür war, rief er ihm doch Halt zu: — „Eins nur will ich Dir sagen. Es ist Dir nicht alles eins; ich hab es gemerkt, wenn die Leute Dich schimpfen; eine Zeit kann kommen, in welcher Du froh wärst, gut zu stehen mit den Leuten und gerne hören möchtest: In seiner Jugend war der Babel ein Nichtsmut, aber jetzt hält er sich ordentlich. Für den Fall merk Dir, merk Dir, Babel,“ wiederholte er nachdrücklich, und eine schwache Röte schimmerte durch das fahle Grau seiner Wangen: „Mach Dich nicht zu Deinem eigenen Verleumder. Das Schlechte, das die anderen von Dir aussagen, kann bezweifelt, kann vergessen werden; Du kannst es niederleben. Das Schlechte, ja sogar das Widersinnige und Dumme, das Du von Dir selbst auslagst, das pußt sich nicht hinweg, das haftet an Dir wie Deine eigene Haut — das überlebt Dich noch!“

Er erhob die Hände über den Kopf, huschte so planlos und unbefolten im Zimmer umher, wie ein aus dem Schlafe geschreckter Nachfalter und wimmerte und stöhnte: „Vergiß meinetwegen alles, was ich Dir gesagt habe; aber den Rat vergiß Du nicht, den geb ich Dir aus meiner eigenen Erfahrung!“

Babel betrachtete den Schullehrer nachdenklich; der alte Herr tat ihm leid und kam ihm zugleich unendlich töricht vor. Worüber kränkte er sich? Konnte es darüber sein, daß die Leute ihn einen Hexenmeister nannten? . . . Das wäre auch der Mühe wert!

Für sein Leben gern hätte er sich erkundigt, wußte aber nicht wie die Frage stellen. Er nahm so lange keine Notiz von des Lehrers entlassenden Winken, bis dieser ihn heftig anließ: „Was willst Du noch?“ dann gab er zur Antwort: „Wissen, was den Herrn Lehrer kränkt.“

Habrecht bog sich zurück, tat einen tiefen Atemzug und schloß die Augen. „Später, Babel, später, jetzt würdest Du mich nicht verstehen.“

Da plakte Babel hervor: „Das wegen der Hexerei?“

Ein unwillkürlicher Ausschrei: „Ja, ja!“ und der Lehrer packte ihn an den Schultern und schob ihn aus der Tür.

Also richtig! der Alte grämte sich über den Verdacht, in dem er im Dorfe stand. — Unbegreiflich kindisch erschien das dem Babel; sein Gönner wurde von Stunde an ein Schwächling in seinen Augen, und er schlug dessen eindringlichste Warnung in den Wind. Ja, sie reizte ihn sogar, ihr zu widerzuhandeln. Die Leute sollen ihn nur für schlechter halten, als er ist, er will's — nach Lob und Liebe geizen die Feiglinge; sich sagen zu dürfen: Ich bin besser, als irgend-einer weiß — das ist die herbe, die rechte Wonne für ein starkes Herz.

Den Brief der Mutter bemühte sich Babel nachzubuchstabieren, und jetzt, da er seinen Inhalt kannte, gelang es ihm so ziemlich. Binska überraschte ihn bei der Beschäftigung, wollte wissen, was er las, und als er ihr eine Auskunft darüber verweigerte, suchte sie ihm das Blatt zu entreißen.

„Was?“ zürnte sie, da er ihr wehrte, „Du willst mir verbieten, daß ich mit dem Peter gehe, hast aber Geheimnisse

Der Gemeinde-Älter.

Von M. Konopnida.

Die Gemeindeuhr zeigt kurz vor neun. Durch die leichten Morgennebel schimmert das dunkle Azurblau des Himmels und verkündet herrliches, stilles Wetter.

Vor der Kanzlei sieht man kleine Gruppen, die die Ankunft des Herrn Rats Storch erwarten, dessen grauer Filzhut und silberbeschlagerter Spazierstock vor dem nahegelegenen Café Gebr sichtbar ist, beim Tische des Herrn Friedensrichters, der hier bei einem dünnen Kaffee sein Morgenblatt liest.

„Der Herr Rat kann jeden Augenblick da sein,“ so denkt wenigstens der Kanzleidiener, der in halbamtlicher Pose auf dem Balkon der Kanzlei steht und die Grüße der Vorübergehenden erwidert, indem er zwei Finger zu seiner blauen Mütze mit den weißen Aufschlägen erhebt.

Vom Café Gebr her bringen die munteren Stimmen der beiden Herren. Der Herr Rat ist nur einen Augenblick stehen geblieben, hat sich sogar nicht niedergefetzt, aber das Gespräch mit dem Richter unterhält ihn offenbar, denn von Zeit zu Zeit erklingt sein ungewohntes Lachen in hellen Tönen, worauf mit kurzem Wellen jedesmal der prächtige braune Köter antwortet, der in der Haltung einer Sphing unter dem Tische liegt.

Jugendlichen kommen immer mehr Leute in die Kanzlei, begrüßen einander und bleiben nachlässig plaudernd stehen. Manche gehen direkt in die Kanzlei, andere sitzen auf den durch lose herabhängende Ketten verbundene Steinsäulchen, die den mittelgroßen, mit Kiesel bestreuten Vorplatz des Amtsgebäudes von der Straße abgrenzen; wieder andere reden die Köpfe und betrachten das Gebäude. Es ist neu und wurde auf einem früher mit Bäumen bestandenen Platze aufgeführt, von denen noch zwei breitläufige Platanen mit zarter, leicht schälbarer Rinde zurückgeblieben sind, deren lebhaftes Grün die Herbstsonne schon zu vergolden beginnt.

Das einfache, graue, fast quadratförmige Gebäude hat an das flache Dach eine eiserne Balustrade mit vergoldeten Spigen, an der Fassade vier Pilaster und eine Gedenktafel mit Aufschrift. Diese Aufschrift blinkt lustig in der Sonne mit ihren vergoldeten Lettern und zieht die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Jeder Ankommende erhebt den Kopf und liest sie mit Ernst. Hat er etwa kein Recht dazu? Jeder hat zu der Erbauung der Kanzlei sein Scherflein beigetragen, und das Haus ist das gemeinsame Werk der ganzen Gemeinde. In gleichem Maße zieht die Uhr die Augen auf sich, die Uhr hoch oben an der Spitze des Dreiecks, dessen Basis sich auf die platten Kapitale der Pilaster stützt; aber die Zeiger dieser Uhr scheinen sich heute langsamer auf dem runden, glänzenden Zifferblatt zu bewegen. Dieser Meinung ist wenigstens der Eigentümer der nahegelegenen Bierhalle, der jeden Augenblick seine große silberne „Zwiebel“ hervorzieht und sie mit der Gemeindeuhr konfrontiert. Du lieber Himmel, was hat sich der Mensch zu beeilen, die Zeit läuft ohnehin schnell genug.

Nur noch wenige Minuten fehlen bis neun; die Gruppe der Umstehenden beginnen sich vor der Tür der Kanzlei zusammenzudrängen, lachend und laute Gespräche führend. In dieser Versammlung ist nichts Feierliches, jeder kam, wie er gerade bei der Arbeit stand, gewöhnlich, wie man in Geschäften kommt.

Die werktäglichen Zoppen wurden zumeist getragen. Der Schlächtermeister Wallauer erschien im roten, leinernen Bauernkittel, Hans Blank, der Riemermeister aus Höfchl, in der grünen, baumwollenen Schürze, die an einer Messingspange mit Kettlein hängt, viele andre kamen, trotz der morgendlichen Kühle, in der bloßen Weste, die Witwe Anaus stellte sich ein, mit einem Korb Gemüse und einer Bürste unterm Arm, so wie sie gerade vom Markte kam. Was denn? Hier sind ja alle heimisch, gleichsam eine einzige Familie.

Endlich beginnt die Uhr vom Turme des Neuen Münsters die Viertelstunden zu schlagen, und gleichzeitig löst sich das muntere Wollen des Hundes vernehmen, der hinter dem Herrn Rat Storch einherläuft. Er eilt voran, kehrt zurück, läuft wieder voran und ist mit einigen Sprängen schon wieder bei seinem Herrn, bis sie endlich beide bei vorzüglicher Laune durch die offene Tür der Kanzlei treten. Gleich hinterher kommen die draußen wartenden Gruppen herein.

Die Eintretenden teilen sich schon im Vorraum in zwei Parteien, die der Interessenten und die der Reugierigen. Die ersteren drängen sich in dichter Reihe an das gelbe Holzgelenker her an, das den Saal in einen amtlichen und außeramtlichen Teil trennt. Die Reugierigen schreiten langsam und nehmen die die Wände entlang laufenden Bänke in Beschlag.

Doch ist diese Einteilung nicht streng. Bald hat man hier, bald dort einander etwas mitzuteilen. Bisweilen erinnert sich einer der bloß Reugierigen, daß er eigentlich auch interessiert sei, und sucht sich ein Plätzchen am Geländer. Man kann sich ja im letzten Augenblick besinnen.

Der Interessierten sind wenige, und sie nehmen einen gewichtigeren Platz hier ein. Da ist der Seildreher Sprüngli, der sich soeben mit einer Witwe verheiratet hat und seine Werkstatt bedeutend vergrößern möchte, ferner der Kägi Tobias, der Besitzer einer Bierhalle „Zur grünen Rose“, der Wäckermeister Dörche, der Gastwirt von Rainau, dann wieder Dödeli, Besitzer eines Weinberges,

Vor mir? kriecht Briefe und versteckst sie?“ Ihre hübschen Brauen zogen sich zusammen, um den Mund zuckte ein unbezwingliches Lächeln. „Meinst denn, daß ich nicht eifersüchtig bin?“

Sie scherzte, sie verhöhnte ihn, er wußte es und war beselig, daß sie so mit ihm scherzte. „Ja, ja — eifersüchtig! Du wirst ja eifersüchtig sein.“ brummte er, und ein Himmel tat sich vor ihm auf bei dem Gedanken, wie es denn wäre, wenn aus dem Spiel, das sie jetzt mit ihm trieb, einmal Ernst werden sollte. Einmal in der weiten unabsehbaren Zukunft, die noch vor ihm lag und der er, wenn auch sonst nichts, doch ein festes Vertrauen auf die eigene Kraft entgegenbrag.

Die Wiska hatte eine Hand auf die schlanke Hüfte gestemmt und streckte die andere nach ihm aus: „Von wem ist der Brief, Pablicek?“ fragte sie schmeichelnd und schelmisch, „der Brief, den Du an Deinem Herzen versteckst?“

„Von meiner Mutter,“ antwortete er rasch und wendete sich ab.

Wiska tat einen Ausruf des Erstaunens: „Wenn's wahr ist! Ich hätte nicht geglaubt, daß die im Zuchthaus Briefe schreiben dürfen. Was könnten sie auch schreiben? — gute Lehren vielleicht, wie man's anstellen soll, um zu ihnen zu gelangen, ins freie Quartier.“

Babel nagte geäußt an den Lippen.

„Wirf den Brief weg,“ fuhr Wiska fort, „und sag niemandem, daß Du ihn gekriegt hast; es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus. Die Leute sagen uns ohnehin genug Uebles nach.“

„Noch immer weniger, als Ihr verdient,“ rief Babel heftig aus, und Wiska errötete und sagte verwirrt und faust:

„Ich hab Dein Bestes im Sinn; ich hab gestern den ganzen Tag für Dich genäht; ich hab Dir ein ganz neues Hemd gemacht.“

„Ein Hemd — so?“

„Aber glaub mir, mit der Mutter sollst Du nichts zu tun haben; glaub mir; sie hat den Galgen mehr verdient als Dein Vater, und er hat gewiß recht gehabt, wie er immer ausgesagt hat vor Gericht: das Weib hat mich verführt. . . Er hat nichts von sich gewußt, er war ja immer besoffen; aber sie — o, sie hat's hinter den Ohren gehabt! . . . und es war halt wie im Paradies mit dem Adam und der Eva.“

Sie sah ihn lauernd von der Seite an und begegnete in feinen Zügen dem Ausdruck einer außerordentlichen Ueberwachung.

„War denn der Adam besoffen?“ fragte er mit ehrlicher Mißbegier.

Wiska faßte ihn an beiden Ohren, rüttelte ihn und lachte: „O wie dumm! nicht vom Adam, von Deinem Vater ist die Rede, und daß Deine Mutter ihn verleitet hat, den Geistlichen umzubringen.“

„Schweig!“ rief Babel, „Du lügst.“

„Ich lüg nicht, ich sag, was ich glaube und was andere glauben.“

„Wer, wer glaubt das?“

Sie antwortete ausweichend; aber er packte ihre Arme mit seinen großen Händen, zog sie an sich und wiederholte: „Wer sagt das, wer glaubt das?“ bis sie geängstigt und gefolttert hervorstieß:

„Der Arnost.“

„Mir soll er's sagen, mir; ich schlag ihm die Zähne ein und jehmeiß ihn in den Bach.“

„Dir wird er's nicht sagen, vor Dir fürchtet er sich — laß mich los, ich fürcht mich auch; laß mich los, guter Babel.“

„Aha, fürcht'st Dich, fürcht Dich nur!“ sprach er triumphierend und — entwaffnet. Zum Spaß rang er noch ein wenig mit ihr und gab sie plötzlich frei. Reicher Lohn wurde ihm für seine Grobmut zuteil: die Wiska sah ihn zärtlich an und lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter. Ein Freudenstauer durchrieselte ihn; aber er rührte sich nicht und bemühte sich, gleichgültig zu scheinen.

„Babel,“ begann Wiska nach einer Weile, „ich hätte eine Bitte, eine ganz kleine. Willst sie mir erfüllen? — es ist leicht.“

Sein Gesicht verdüsterte sich: „Das sagst Du immer, ich weiß schon. Was möchtest Du denn wieder?“

„Der alte Schloßpfau hat noch ein paar schöne Federn,“ sagte sie, „ruß sie ihm aus und schenk sie mir.“

(Fortsetzung folgt.)

Neuere chemische Literatur.

Wettlinger Urban, der Mälzer, Töbi-Mayer, der Schlosser, der Kesselschmied Kitzling, der Gärtner Dörfli, der Tischlermeister Leubeter und noch einige andere.

Ein jeder von ihnen könnte eine Dienstleistung brauchen, sei es in der Werkstätte oder im Hause oder beim Acker. Ein jeder von ihnen zöge es vor, daß ihm dies billiger zu stehen käme, als wenn er einen Knecht dinging müßte. Sie haben sich am Geländer breit gemacht und flüstern leise. Die Witwe Knaus ist auch darunter. Seit ihr Sohn sich verheiratet hat, ist, bei Gott, in der Stube niemand da, der einem einen Tropfen Wasser reichen könnte. Dabei hat sie ein mitleidiges Herz und möchte gern so einem armen Teufel Obdach und Zusucht gewähren, wenn man nur davon irgend einen Nutzen im Hause haben könnte. Na, und die Entschädigungssumme dürfte auch natürlich nicht allzu kärglich sein. Umsonst kann sie ja einen Krüppel nicht ins Haus nehmen. Uebrigens hat ja die Gemeinde die Mittel dazu, für solche, die nicht mehr arbeiten können, zu bezahlen.

Wetteln werden sie doch nicht gehen, das ist nicht erlaubt. Ob nur heute eine Auswahl sein würde? . . . Das wird zum Herbst schwach wie die Fliegen. Sie, die Witwe Knaus, würde ein Weib vorziehen . . . Bah, wenn's keines geben wird, möchte sie schließlich auch mit einer Mannsperson fürlich nehmen. Auch gut, zur Not. Es gibt ja nicht wenig von diesem Gestudel in der Gemeinde. Keine Woche, daß sich nicht solch ein Geschöpf zur Kanzlei schleppte, dem es scheint, daß es zu keiner Arbeit mehr tauglich. Aber woi! Seht man dem tüchtig zu, leistet es oft mehr als ein Junger. Und was die Gemeinde zuzahlt, ist auch nicht zu verachten. Mehr als einmal passiert es, daß solch einer noch nicht sein Brot verzehrt hat, als ihn schon der Teufel von dannen holt. Die Hoppingers haben dreißig Franken von der alten Regule zurückbehalten, die sie im Frühjahr aus der Kanzlei zu sich genommen. Und Egli? Egli hat mit dem Moiss ärger als mit einem Knecht geadert und hatte noch die Hälfte der Unterstützungssumme nicht abgegeben, als der Alte ins Gras biß. Gott ist barmherzig und läßt nicht zu, daß einer Schaden leide.

Hier seufzte die Witwe, und die schwarze Kamelottjade wogte auf und ab auf ihrer breiten Brust.

Aber der eine und der andere blickte mittlerweile zur Tür. Warum ist Probst nicht gekommen? Man erwartete, daß er als der erste zur Sigitation erscheinen werde, aber bisher ist er nicht da.

Endlich wird es still im Saale, und der Herr Rat erhebt den Kopf vom Schreibtisch, wo er in gebückter Haltung irgend ein Papier las.

Der Rat ist ein noch junger, hübscher und ansehnlicher dunkelblonder Mann, den die kleine Glase fast gar nicht einstellt. Er ist mit einer gewissen Eleganz gekleidet, die bei schweizerischen Beamten nicht häufig ist. Besonders auffallend ist der schneeweiße Brustlatz am Hemde, an dem keine Goldknöpfe blinken. Der Rat blinzelt mit den Augen und blickt über die goldene Brille hinweg auf die Anwesenden. In diesem Moment schließt der Amtsdienier die Tür, es scheint, daß keiner mehr kommen wird.

„Nun, meine Herren,“ beginnt der Rat, indem er den Finger seiner fetten, weißen Hand zwischen dem allzu engen Kragen und dem roten, etwas geblähten Halse laufen läßt. „Nun, meine Herren, wir haben heute, wie bekannt, Sitzung der Wohltätigkeitskommission in unserer Gemeinde. Nicht wahr?“

„Ganz richtig!“ riefen mehrere Stimmen.

„Also, meine Herren,“ fuhr der Redner fort, indem er den Finger zwischen den Kragen und den Nacken versenkte, der sich in einer Falte weißer, fester Haut darüber hingog; „also, meine Herren, wir können anfangen.“

„Ganz richtig!“ riefen wieder einige Stimmen. Aber der Herr Rat ist ein Joeben aus den Wahlen hervorgegangener Beamter und läßt sich nicht gern die Gelegenheit entgehen, eine kleine Ansprache zum versammelten Volke zu halten, die seine Popularität begründen könnte. Er räuspert sich daher, stützt beide Arme auf das Blatt seines Schreibtisches und beginnt:

„Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, wie sehr unsere Gemeindegesetze sich den Schutz der Armen angelegen sein lassen. Es ist Ihnen bekannt, daß die Gemeinde nicht zuläßt, daß eines ihrer Mitglieder Not leide. Sie trocken die Tränen, bekleiden die Nackten, speist die Hungrigen, gewährt Schutz den Obdachlosen, stützt die Schwachen.“

Er fühlt, daß ihm dieser Satz gelungen ist, und macht eine kleine Pause. Dann schweift sein Blick über die Anwesenden, und er spricht weiter:

„Die Gesetze der Gemeinde sind die Gesetze der christlichen Barmherzigkeit; sie sind nicht nur eine Errungenschaft unserer Zivilisation, sondern bilden auch unsern Ruhm und Stolz. Ja, ja, meine Herren, sie sind unser Stolz. Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß die Jugend nicht ewig währt, daß uns im Alter die Kräfte verlassen, Krankheit und Elend niederbeugen. Das ist ein allgemeines Gesetz, dem die ganze Welt unterliegt. Aber unsere Gemeinde hat den Kampf wider dieses Gesetz aufgenommen. Auf welche Weise? Auf die einfachste von der Welt: sie nimmt sich derjenigen an, die das Leben stiefmütterlich behandelt, sie nimmt sich der Armen und Enterbten an, nimmt die Krüppel und Schwachen Greise in ihren Schutz.“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. B. Medlenburg: Grundbegriffe der Chemie.

Th. Thomas Verlag, Leipzig. (85 S.) Pr. 1 M.
Prof. W. Löb. Einführung in die Gemische Wissenschaft. Verlag Teubner, Leipzig. (104 S.) Pr. geb. 1,25 M.

Dr. M. Speter: Die chemischen Grundstoffe (12,76) 8. Band der „Bücher der Naturwissenschaft“. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5269/70. (Pr. 0,40 M.)

G. Abel: Chemie in Küche und Haus. Zweite Auflage. Von Dr. J. Klein. Verlag Teubner, Leipzig. (152 S.) Pr. geb. 1,25 M.

M. Fischer: Chemische und biochemische Lehungen. Kraundhölze Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (130 S.) Pr. geb. 2 M.

Die Chemie hat seit jeher als die reine Gedächtniswissenschaft gegolten. Und wahrlich, wer sich an die strenge mathematische Form der theoretischen Physik gewöhnt hat, wo jede einzelne Erscheinung als Ausfluß der allgemeinen Gesetze gilt, dem mag der Sprung ins unübersichtbare Meer der chemischen Formeln, wovon jede für sich zu bestehen scheint, etwas unbehaglich vorkommen. Aber die neuere Zeit hat auch hier einen Wandel geschaffen. In der physikalischen oder allgemeinen Chemie, die das Kind der letzten drei bis vier Jahrzehnte ist und durch kinetische Vorstellungen über den Bau der Materie einerseits, durch die Theorien der Energeik andererseits befruchtet wurde, ist eine Brücke zwischen der theoretischen Physik und Chemie geschlagen. Diese Brücke stellt neue Aufgaben an die populäre Darstellungsweise der Grundlinien der chemischen Wissenschaft. Denn anstatt den Leser durch langatmige Aufzählung einzelner unzusammenhängender Versuche zu ermüden, kann und soll die Darstellung jetzt die allgemeinen Gesichtspunkte mehr in den Vordergrund schieben. Dadurch wird jedem Laien, der über einen gewissen Vorrat von allgemeinen naturwissenschaftlichen Begriffen verfügt, ihre Anwendung auf den Lesestoff von vornherein ermöglicht. Die Aufgabe, eine solche Einführung in die Chemie zu schreiben, hat sich B. Medlenburg gestellt, und wie wir gleich hinzufügen möchten, in einer wohlgeklungenen Weise gelöst. Er stützt seine Darstellung auf die Analyse der wichtigsten Stoffe der uns umgebenden Natur, wobei er auch immer (so zum Beispiel beim Stickstoffproblem) auf die technische Bedeutung und Ausnützung gewisser chemischer Vorgänge zu sprechen kommt. Dadurch gewinnt seine Darstellung Lebendigkeit und Frische, ohne an der wissenschaftlichen Strenge etwas einzubüßen. Umgekehrt: wir kennen kaum ein zweites chemisches Werk, in dem mit Aufwand von so spärlichem Tatsachenmaterial eine so große theoretische Klarheit erzielt würde. Man lese z. B. seine Auseinandersetzungen über die Wertigkeitslehre oder über die Theorie der Ionen. Auf dem knappen Raume, der dem Verfasser zur Verfügung stand, war es selbstverständlich unmöglich, alle chemischen Elemente gleichmäßig zu behandeln. Eine Einführung in die Lehre von den Nüchmetallen“ nennt der Verfasser seine „Grundbegriffe“, wobei er die Behandlung der Lehre von den Metallen eines späteren Bändchen derselben Sammlung vorbehalten wissen will. Wer das vorliegende Büchlein sorgfältig durchstudiert, dem wird auch die Lektüre von größeren Werken über die Chemie keine Schwierigkeiten bereiten.

Die „Einführung“ von B. Löb (261. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“) stellt sich wesentlich dasselbe Ziel wie das eben besprochene Werkchen. Aber der Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe in einer mehr systematischen, und deswegen, wie uns scheinen will, auch in etwas trockener Weise. Aber wer sich dadurch nicht abschrecken läßt, wird in dem Büchlein ein vorzügliches Kompendium aller wesentlichen Grundbegriffe der theoretischen Chemie wohlgeordnet und systematisch aufgebaut, finden. Schon die Kapitelüberschriften (1. Chemische Vorgänge, 2. die Molekularanschauung, 3. die Aggregatzustände, 4. Die Lösungen, 5. Das periodische System der Elemente, 6. Die Affinität, 7. Das Energiegesetz, 8. Thermochemie, 9. Elektrochemie, 10. Photochemie) zeigen, welche Fülle von Material das kleine Werkchen enthält. Es will uns deshalb scheinen, daß die „Einführung“ Löbs denen von unsen Lesern von besonderem Nutzen sein wird, die schon gewisse chemische Kenntnisse besitzen, aber in einer ungeordneten, unsystematischen Weise. An der Hand der in knapper Form entwickelten Grundbegriffe und -gesetze werden solche Anfänger ihre Kenntnisse vertiefen und sicherlich mehr Lust zum weiteren Studium der Chemie gewinnen. Auf einen Fehler (wohl Druckfehler), der uns beim Durchblättern des Büchleins aufgefallen ist, sei noch hingewiesen. Es heißt (S. 30): die Geschwindigkeit der Wasserstoffmoleküle bei 0° sei 184 Kilometer pro Sekunde; es muß aber heißen 1,84 Kilometer oder 1840 Meter.

Das kleine Büchlein von Speter will kein Lehrbuch der allgemeinen Chemie, noch weniger eine Anleitung zu praktischen Übungen sein. Was der Verfasser anstrebt, ist eine auf historisch-klassischer Grundlage aufgebaute Klarlegung des Begriffs: Chemisches Element. Nach einer historischen Skizze, die sich mit der naturphilosophischen Erläuterung des Begriffs Materie beschäftigt, folgt die Erörterung der Methoden, auf denen die Zerlegung der zusammengesetzten Stoffe in einfache Elemente gegründet ist. Auf Grund der Unterscheidung von Gemengen, Gemischen und Verbindungen, die der Verfasser durch alle drei Aggregatzustände der

Materie verfolgt, erörtert er die zahlreichen physikalischen und chemischen Methoden, die zur Darstellung der Grundstoffe führen. In einem kleinen Kapitel werden dann die Mittel aufgezählt, mit deren Hilfe wir ein bestimmtes Element als solches nachzuweisen und festzustellen vermögen. Zwei letzte Kapitel, die fast die Hälfte des Büchleins ausmachen, sind der Darstellung beider allgemeinsten chemischen Theorien — der Atom- und Molekulartheorie und des natürlichen Systems der chemischen Elemente — gewidmet. Auch hier wird der Faden der historischen Ideenfolge bloßgelegt und jede Theorie wird, soweit der Raum gestattet, bis in ihre allgemein-physikalischen Schlussfolgerungen verfolgt. Zum Schluss kommt der Verfasser noch mal auf das Rätsel des Urstoffes zu sprechen, wobei er die radioaktiven Erscheinungen als eine wichtige Instanz für die Idee der Einheit des Stoffes anruft. Das frisch und anregend geschriebene Büchlein eignet sich vortrefflich für solche Leser, die auf dem Gebiete der Chemie nicht ganz fremd sind, gleichzeitig aber ihre Kenntnisse an die allgemeineren Prinzipien der Naturlehre anschließen möchten.

Eine eigenartige Aufgabe stellt sich das Werk von Abel aus derselben Reubnerschen Sammlung. Es will die alltäglichen Erscheinungen physikalisch-chemischer Art, die sich fortwährend in Küche und Haus vollziehen, auf ihren wissenschaftlichen Wert prüfen. Dabei handelt es sich keineswegs um ein paar beiläufig entstandene wissenschaftliche Spielereien, sondern der Verfasser und noch mehr der Umarbeiter des Werkes suchen das ganze Gebiet der „kleinen Welt“ systematisch zu durchforschen und den Leser nicht durch einige besonders frappante Zusammenhänge zu verblüffen, sondern ihn zu belehren. Da beim Leser keine besonderen Kenntnisse vorausgesetzt werden, scheidet die Verfasser auch die knappe Erörterung der physikalisch-chemischen Grundbegriffe voraus. Ihr Augenmerk aber bleibt vor allem auf das praktische Wertbare gerichtet. In den Kapiteln über die Nahrungs- und Genußmittel, Konservierung, Desinfektion, Heizung und Beleuchtung usw. ist eine Unmenge von Tatsachenmaterial und praktischen, d. h. hygienischen Winken zusammengetragen. Man kann sogar sagen, daß an manchen Stellen des guten Zubiel geizt und die Darstellung durch allzuvielen Details erschwert und überladen wird. Als ein Nachschlagebuch, das man in diesem oder jenem Falle gerne zu Rate zieht, ist das Werk durchaus zu empfehlen.

Was schließlich das Werk von Richard Fischer anlangt, so ist dieses schön ausgestattete und reichhaltige Buch als eine Anleitung zu praktischen Arbeiten im chemischen und biologischen Laboratorium bestimmt. Wir zweifeln sehr, ob es auch nur einen unter unseren Lesern geben wird, der sich solchen praktischen Studien der Chemie auch nur vorübergehend widmen können. Sollte dies dennoch der Fall sein, und soll er auch — was ja selbstverständlich ist — die nötigen Vorkenntnisse besitzen, so sei ihm hiermit das gut zusammengestellte Werk aufs beste empfohlen.

V. Th.

Rock oder Hose?

Hygiene und Fortschritt in der Frauenkleidung.

Wer hätte das noch vor kurzem gedacht, daß die Frau den Hosenrock als Straßenkleid wählen würde?

Im geheimen Winkel des Herzens regte sich schon lange der Wunsch vieler Frauen nach einer bequemeren Kleidung. Der törichte Wettlauf der Mode mit seinen ungesunden Erscheinungen hat viele Frauen dazu gebracht, nachzudenken über eine bessere, gesündere Kleidung. So entstand vor etwa zwölf Jahren das korsettlose Gewand, das sogenannte Reformkleid. Die Einführung dieser naturgemäßen Kleidung hat es vermocht, die lächerliche Idee, daß eine sog. Wespentaille schön sei, aus der Welt zu schaffen. Aber auch andere wesentliche Verbesserungen hatte das korsettlose Gewand im Gefolge. Die Unterkleidung wurde einer gründlichen Verbesserung unterzogen, und an Stelle der vielen lästigen Unter Röcke trat die leichte, bequeme Rockhose. Dieses bequeme Kleidungsstück schürte den Wunsch, daß auch das äußere Gewand durch ein leidames Hosenmodell ersetzt werde. So durfte es schließlich ein Schneider wagen, den Hosenrock in die Welt zu setzen.

Man kann zwar das jetzige Hosenmodell nicht schön nennen. Es ist eben der Anfang und vorläufig nur eine Modelaune. Alle Erfindungen waren im Anfang plump im Vergleich zu ihrer späteren Entwicklung. Und jede Neuheit, die die Selbständigkeit der Frau förderte, mußte erst von ihr erlämpft werden. Als Beispiel will ich nur daran erinnern, wie die ersten Radfahrerinnen verhöhnt und angepöbeln wurden. Heute ist man daran gewöhnt und jede Frau kann ohne Belästigungen durch die Stadt radeln.

So wird es auch auf dem Gebiete der Kleidung gehen. Haben sich erst die Menschen daran gewöhnt, so wird die Frau, ohne belästigt und angepöbeln zu werden, ruhig über die Straße gehen können; in einem Beinleid ebenso gut wie in einem kurzen Rock oder Schlepplleid.

Was ist törichter und ungesünder als unsere Röcke!

Strecken wir doch auch nicht unsere beiden Arme in einen gemeinsamen Ärmel, sondern lassen jedem seine Selbständigkeit.

Ist es da nicht folgerichtig, die Beine, die sich doch auch frei bewegen und laufen wollen, nicht in einen gemeinsamen Saß zu

stecken? Wenn auch das jetzige Hosenmodell keinen Anspruch auf Schönheit machen kann, so ist doch eine Frau, die in der einen Hand einen Regenschirm, in der anderen Palette oder den Hut hält und den Rock mit einer breiten Schmutzlanze durch die Straßen zieht, oder, falls sie den Rock aufrast, unter dem ein bespritzter Unterrock sichtbar wird, auch keine schöne Erscheinung.

Und kommt sie nach Hause, so hat sie die Kleider zu reinigen und auszubessern, oder das Dienstmädchen hat den Staub zu schluden. Bei der Arbeit und auf der Straße sind die Röcke hinderlich, schmutzig und unpraktisch obendrein. Der kurze Rock ebenso gut wie der lange Rock. Im Hause sind Röcke gleich hinderlich beim Hin- und Hergehen einer Treppe. Will man mit beiden Händen etwas hinauftragen, so stolpert man die Treppe hinauf, — geht man hinunter, so legen die Röcke den Staub von den Stufen, und man läuft Gefahr, hängen zu bleiben und zu fallen.

Sieht man sich einmal auf der Straße eine Proletarierin an, die mit einem Kinde auf dem einen Arm und einem Marktkorb auf dem anderen ihre Röcke nur hängen lassen kann! Gibt es da etwas Unreineres als diesen Staub- und Schmutzfänger mit Namen Rock? Es ist sehr zu wünschen, ja es ist geradezu eine hygienische Forderung, daß die Frauen von diesem Uebel erlöst werden. Hoffen wir, daß die jetzige Bewegung auf dem Gebiet der Frauentracht Stand hält und sie die Situation sich zumuge macht.

Eine hygienische, zweckmäßige Kleidung bedeutet einen Teil Gesundheit. Es geht heute nicht mehr so wie früher. Die Lebensbedingungen sind heute anders geworden und mit ihnen auch die Ansprüche. Man denkt heute nach über seine Wohnung, seine Nahrung, seine Kleidung und kämpft für durchgreifende Verbesserungen auf allen Gebieten.

Die Kleidungsfrage ist schon aus Gesundheitsrückichten nicht eine rein äußerliche. Magenleiden und andere Krankheiten sind neben schlechter Ernährung auf gesundheitschädliche Kleidung, wie das Einbinden in Korsetts usw., zurückzuführen. Darum sei jede Mutter davor gewarnt — wenn sie selbst noch nicht das Korsett zum Gerümpel geworfen hat —, ihre Kinder in ein Korsett zu zwingen. Es ist ein törichter, falscher Glaube, daß das Korsett irgend welchen Einfluß auf die körperliche Haltung habe.

Eine schöne gerade Haltung erreicht man durch Turnen, durch gymnastische Übungen aller Art — und wenn es auch nur täglich 10 Minuten sind — durch Bewegungen und Spiele im Freien usw. Und dabei spielt wieder eine bequeme, leichte Kleidung eine wesentliche Rolle. Durch einengende Kleidung kann man weder Gesundheit noch Schönheit erzielen. Ein enger Schuh behindert stets einen graziosen Gang. So behindert enge Kleidung den ganzen Menschen.

L. Haase-Frisch.

Kleines Feuilleton.

Kunst.

Ueber eine Kunstausstellung für Arbeiter berichtet Gaston Sauvebois, Paris, in den „Documents des Fortschritts“. Zahlreich sind in Paris die Gründungen, die dem Kunstbedürfnis der breiten Massen, vor allem dem Proletariat, entgegenkommen wollen. Eine neue, besonders eigentümliche ist nun in diesem Jahre hinzugekommen; sie betitelt sich: ein Volkshaus.

Das Programm sagt in seinen einleitenden Worten, man wolle hierdurch dem Schönheitsmonopol der begüterten Klassen entgegen treten und auch für die Armen die Möglichkeit des Genusses edler, bildender Künste eröffnen. Die Motive dieser Kunst sollen dem Arbeiterleben entnommen sein. Nur allzusehr hänge die Kunst auch heute noch von Geschmack und Aufträgen einer einzigen Klasse der Bevölkerung, nämlich der Begüterten, ab. Auch die breiten Massen müssen, sei es als einzelne, sei es in ihren Organisationen, als Kunden der Kunstschöpfer herangezogen werden, damit sie jenen Einfluß auf Motive und Geschmacksrichtung der Kunst ausüben können, der sonst nur Auftraggebern, die bestellen und zahlen, zukomme. So werde es möglich sein, aus der sozialen Frage in ihren großen Gegensätzen, ihren großen Schmerzen und ihren großen Hoffnungen neue Quellen der Kunst fließen zu lassen, auf daß die Tugenden und Ideen, die Kunst und die Liebe, der Haß und die Sehnsucht der Arbeiterschaft in Farbe und Bild Gestalt gewinnen. In den Bahnen Millets und Const. Meuniers vordringend, soll so die Kunst aus dem Leben des Bauern wie des Industriearbeiters neue Möglichkeiten der Darstellung schöpfen. Der Aufstieg des Proletariats zum Macht- und Selbstbewußtsein möge sich auch in der Geburt einer neuen Kunst spiegeln.

Das Volkshaus soll ferner dem Kunstgewerbe neue Möglichkeiten eröffnen, indem es ihm den Weg in das Arbeiterhaus bahnt, indem es mit billigem Material die Herstellung eines künstlerisch zweckentsprechenden Mobiliars begünstigt. Auch soll das Volkshaus neue Stilformen zur Ausschmückung von Schul- und Gemeindegebäuden, Bibliotheken und Volkshäusern beitragen helfen.

Die erste Ausstellung dieser Art hat stattgefunden, und wurden gleich nicht alle Ideen verwirklicht, so zeigten sich doch schöne Anlässe einer Zukunftsentwicklung. — Vorlesungen und Konzerte finden ebenfalls in den Räumen des Kunsthauses statt und veranlassen um einen Fremdeslern immer weitere Kreise von Anhängern.

Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW,

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: